

750 Jahre Frankfurt (Oder) – Tradition und Zukunft einer bemerkenswerten Stadt

Ansprache zur Feier des 750-jährigen Jubiläums der Stadt Frankfurt (Oder) am
14. Juli 2003

Prof. Dr. Dr. h.c. Hans N. Weiler
Stanford University

I

Jubiläen sind Anlässe, bei denen die Zukunft die Vergangenheit befragt und die Vergangenheit der Zukunft den Weg weist. In einer Zeit, in der die Vergangenheit atemberaubend schnell in Vergessenheit gerät und in der Tradition oft als verstaubt und abgestanden gilt – in einer solchen Zeit sind Jubiläen lebenswichtig.

Das heißt aber auch, dass Jubiläen nicht nur zum Feiern da sind. Natürlich sind sie auch zum Feiern da – man wird ja schließlich noch stolz sein dürfen darauf, in Ehren 750 Jahre alt geworden zu sein; und dass Frankfurt feiern kann, das hat man gestern und vorgestern in dieser Stadt sehen können. Meine amerikanischen Freunde werden immer ganz andächtig, wenn ich ihnen erzähle, dass ich meine zweite oder dritte Heimat in einer Stadt gefunden habe, die 750 Jahre alt ist; in einem Land wie den USA, das als ganzes Land gerade erst etwas über 200 Jahre jung ist – da sind 750 Jahre Geschichte geradezu unvorstellbar. Insofern hat allein Ihre freundliche Einladung, heute hier zu sprechen, mein Ansehen unter meinen amerikanischen Mitbürgern ganz enorm gesteigert.

Aber neben dem wohlverdienten Feiern muss man sich an einem Jubiläum wohl auch der Frage stellen, was denn aus einer langen und bewegten Geschichte übrig geblieben ist, was aus den Traditionen einer alten Stadt für die Gegenwart und die Zukunft tragfähig und wegweisend sein kann. Eine solche Frage, wenn man sie sich denn ehrlich stellt und ebenso ehrlich beantwortet, fördert Licht und Schatten zutage, gewichtiges und zu leicht befundenes. Man tut sich keinen Gefallen, wenn man sich bei der eigenen Vergangenheit in die Tasche lügt.

„Orte“, so sagt Dieter Hassenpflug, Professor für die Sozialgeschichte der Stadt an der Bauhaus-Universität Weimar, „... entstehen dort, wo Menschen zusammenkommen, einander begegnen und miteinander kommunizieren. Es sind Räume, die von den Menschen, die sie bewohnen ... , als identitätsverbürgend, als ein Teil ihrer selbst wahrgenommen werden. Orte ermöglichen ein Leben in der Geschichte. Sie machen dadurch die Gegenwart sichtbar und öffnen sie für die Zukunft. Orte sind Räume mit Atmosphäre. Man tritt mit ihnen in eine emotionale Beziehung. Sie können Zustimmung oder Kritik

hervorrufen, Freude bereiten oder Schmerz zufügen. Aber niemals lassen sie gleichgültig....“ (2000,240)

Um einen solchen Ort geht es, um diese Stadt an der Oder, die das Leben der Menschen hier über siebeneinhalb Jahrhunderte mit Sinn, mit Identität, mit Atmosphäre und Geschichte ausgefüllt hat – auf eine Weise, die immer wieder Zustimmung und Kritik, Freude und Schmerz ausgelöst hat, die aber niemanden – auch mich nicht – gleichgültig gelassen hat.

II

Es ist ein Ort der Traditionen, dieses Frankfurt an der Oder, aber auch ein Ort der schroffen Widersprüche. Ein Ort, von dem man um 1900 sagte, dass sich dort „preußische Untertanentreue und bürgerlicher Unternehmergeist“ (Knefelkamp und Griesa 2003, 167) fast wie selbstverständlich mischten.

Ein Ort der Anpassung und ein Ort des Widerstandes, in dem am 16. März 1848 – nur einen Tag nach dem Sturz Metternichs in Wien – die Bauarbeiter gegen die bestehende feudale Ordnung rebellierten, während gleichzeitig der Magistrat der Stadt eine Ergebenheitsadresse an den König schickte.

Ein Ort der Widersprüche, wo sich mit Persönlichkeiten wie Eduard von Simson und Friedrich Ernst Scheller schon früh eine bemerkenswerte Tradition liberaler Gerichtsbarkeit etabliert hatte, wo aber auch in dunkleren Tagen, im Dezember 1944, ein 14-jähriger Junge wegen des „Verteilens defätistischer Flugblätter“ verurteilt und über das Untersuchungsgefängnis in der heutigen Musikschule in das Konzentrationslager im damaligen Schwetig – heute Swiecko – verbracht wurde. Der Junge hieß Ralf Dahrendorf und ist heute – als Lord Dahrendorf – Mitglied des britischen Oberhauses und einer der bedeutendsten Soziologen unserer Zeit. Vor zwei Jahren hat er an der Viadrina eine bemerkenswerte Europa-Vorlesung gehalten – so schließen sich die Kreise (Dahrendorf 2002, Kapitel 8).

Ein Ort auch, wo die Nationalsozialisten schon früh einige ihrer besten Wahlergebnisse erzielen konnten, wo sich aber auch mit den Namen Walter Korsing, Paul Feldner, Pfarrer Herrmann von der Bekennenden Kirche, Ludwig Beck, Erwin von Witzleben, Greta Kuckhoff und vielen anderen eine bemerkenswerte Tradition des Widerstandes gegen Hitler verbindet,

Ein Ort der Kontraste, wo 1928 den Soldaten der Frankfurter Garnison der Besuch einer Ausstellung der Werke von Käthe Kollwitz offiziell untersagt wurde, wo aber auch ein Museum Junge Kunst mit einem sicheren Gespür für Unabhängigkeit und Qualität „die differenzierteste, anregendste Sammlung von Kunst der DDR“ (DIE ZEIT, nach Katalog 2001, 5) in Deutschland aufbauen konnte.

Ein Ort, wo 1678 zum ersten Mal in Deutschland der Talmud auf hebräisch gedruckt und im gleichen Jahr an der Viadrina die ersten jüdischen Studenten in Deutschland überhaupt zugelassen wurden, und wo im 18. Jahrhundert einige der bedeutendsten Rabbiner des deutschen Judentums gewirkt hatten – was alles aber nicht zu verhindern vermochte, dass am 9. November 1938 auch die Frankfurter Synagoge in Flammen aufging.

Ein Ort schließlich, der zwar immer wieder einmal von Glück und Wohlstand gesegnet war – in den Blütezeiten der Hanse etwa, oder im ausgehenden 19. Jahrhundert – , der aber auch wie wenige andere immer wieder von den schlimmsten Heimsuchungen betroffen war: die Drangsale des 30-jährigen Krieges, immer wieder die Pest und das Feuer, die Hungerwinter des I. Weltkrieges, das Elend der Depression am Anfang der dreißiger Jahre – und heute wieder einmal die Sorge um die wirtschaftliche Zukunft unserer Stadt.

III

Fürwahr ein Ort der Widersprüche und Kontraste, dieses Frankfurt an der Oder – ein Ort, dessen Geschichte so bunt ist wie die Gestalten, die diese Geschichte bevölkern und die durch die Jahrhunderte unter den Dächern und auf den Straßen dieser Stadt zuhause waren. Wäre es nicht ein schönes Geburtstagsgeschenk für uns alle, wenn wir aus diesem bunten Volk heute noch einmal einige der farbigsten um einen großen runden Tisch versammeln und uns mit ihnen unterhalten könnten?

Ich bin doch sicher nicht der einzige, der mit den Stammvätern der alten Viadrina – Dietrich von Bülow, Eitelwolf vom Stein, Konrad Wimpina – gerne noch einmal darüber diskutieren würde, wie man denn eine brandenburgische Landesuniversität nicht nur in die Welt setzt, sondern sie auch solide und dauerhaft unterstützt. Es müssen ja keine reichen Kloostergüter sein (Targiel 1994, 26) – nur verlässlich hätte man's gern – damals wie heute. Auch würden wir natürlich gerne Ulrich von Hutten darüber befragen, was er denn wohl mit seinem geflügelten Wort „Die Luft der Freiheit weht“ (das 400 Jahre später im Wappen der Stanford University in Kalifornien wieder auftaucht) im fernen und nicht so ganz freien 16. Jahrhundert gemeint haben könnte. Auch den großen Gelehrten, Rektor, Buchdrucker und Bibliothekar Johann Christoph Bec(k)mann würde man gern um Rat fragen, wie er es denn damals fertig gebracht habe, die Universität und das geistige und wirtschaftliche Leben der Stadt so eng zusammen zu bringen.

Aber der runde Tisch der bemerkenswerten Frankfurter ist ja noch viel größer. Da sitzt Andreas Musculus, ein wackerer Streiter für das Luthertum, der sich schon 1580 für die Ausbildung von Mädchen einsetzte, gleich neben Cyriacus Herdesianus, der 1631 – inmitten der Drangsale des 30-jährigen Krieges – den

Grafen Tilly mit einem brillanten französischen Vortrag so zu beeindrucken wusste, dass er in Frankfurt – zumindest zunächst einmal – Gnade walten ließ. An einem anderen Ende des großen Tisches ist eine lebhafte Diskussion im Gange zwischen Carl Philip Emanuel Bach, Nikos Athinaios und Heribert Beissel, die allerdings etwas durcheinander gerät, als sich Gottfried Piefke dazu gesellt, seit 1865 „Director der gesamten Musikchöre des III. Armeeekorps“ (Kilian und Knefelkamp 2003, 20), dessen ehrenwerter Name später als Spitzname für die Preußen erhalten musste. Gleich daneben sitzen die beiden Dichter Gottfried Benn und Alfred Henschke, der letztere besser bekannt als Klabund, die beide um 1900 die Schulbänke des Friedrichsgymnasiums gedrückt haben und jetzt an unserem runden Tisch vergeblich versuchen, mit Heinrich von Kleist einen gemeinsamen literarischen Nenner zu finden. Von Klabund stammt übrigens der wenig schmeichelhafte Vergleich des Friedrichsgymnasiums mit „einer Art Pionierkaserne, wo wir gedrillt wurden, eiserne Brücken ins Nichts zu schlagen“ (Rehfeld 1991, 6) – aber auch dieses Urteil fand seine historische Korrektur, als vor einigen Jahren den engagierten Schülern und Lehrern dieser Schule an der Gubener Strasse die Buber-Rosenzweig-Medaille für ihren Einsatz gegen Rassismus und für Toleranz verliehen wurde.

Weiter am Tisch erkennen wir Paul Göhre, den „Arbeiterpfarrer“ von St. Gertraudis, der um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit Max Weber zusammen arbeitete und mit Friedrich Naumann zu einer der führenden Gestalten der sozialen Reformbewegung wurde. Pfarrer Göhre unterhält sich angeregt mit Fritz Krause und – sozusagen quer über die Grenzen der Sozialpartner hinweg – mit Eugen Trowitzsch, dem erfolgreichen Frankfurter „Hofbuchdrucker“, dem wir nicht zuletzt das kostbare Jugendstilschlösschen in der Heilbronner Strasse verdanken. Ursula Sellschop, die beliebte Frankfurter Gynäkologin, staunt über die medizinischen Universalgenies an der frühen Viadrina, unter ihnen Johann Friedrich Cartheuser, der große Pharmakologe, ist aber insgeheim froh, dass sie ihren Beruf am Lutherstift unter etwas moderneren Bedingungen ausüben konnte. Und da sitzt natürlich auch Konrad Wachsmann, der berühmte Architekt aus Frankfurt, der sich aufs angeregteste mit seiner Tischnachbarin unterhält – kein Wunder, es ist Gesine Schwan.

Und als meinen ganz persönlichen Gast habe ich mir noch den Gastwirt Weiler an den Tisch geholt, in dessen Garten an der Lebusischen Landwehr sich eine mineralische Quelle befand, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts Frankfurt (Oder) für eine kleine Weile zu einem nicht ganz unbedeutenden Kur- und Badeort machte.

Wir müssen zum Ende dieses kleinen Zwischenspiels kommen. Der Vorhang fällt über diesem schönen und farbenfrohen Bild, über diesem Frankfurter runden Tisch quer durch die Jahrhunderte, über diesem Panorama der Persönlichkeiten, der Originale und Talente, die die Geschichte dieser Stadt geprägt und bereichert haben.

IV

Kehren wir statt dessen zurück zu unserer Absicht, die Vergangenheit um der Zukunft willen zu befragen, den Traditionen dieser Stadt nachzugehen, um dort Rat zu suchen über das, was dieser Stadt auch in Zukunft besonders gut gelingen möchte. Für diese Aufgabe haben uns Siegfried Griesa, Ulrich Kniefelkamp und ihre Kolleginnen und Kollegen mit ihrem vorzüglichen Buch zur Frankfurter Geschichte (2003) einen überaus wertvollen Dienst erwiesen. Ich bin, wie sich unschwer feststellen lässt, dieser Arbeit auf mancherlei Weise zu Dank verpflichtet.

Denn an Traditionen hat es ja in Frankfurt keinen Mangel. Von der Tradition, sich gegen ungerechte Herrschaft aufzulehnen, war schon die Rede – einer Tradition, von der man an einem 14. Juli, einem *quatorze juillet*, mit besonderem Nachdruck wird sprechen dürfen und die in Frankfurt von den rebellierenden Bauarbeitern von 1848 über den Arbeiterpfarrer Göhre und den antifaschistischen Widerstand bis zu der eindrucksvollen Rede über „Unser Land“ reicht, die Karl-Ludwig von Klitzing am 1. November 1989 bei der großen Demonstration auf dem Brunnenplatz gehalten hat (Kusch 1999, 95ff.). „Der aufrechte Gang“ – das kann man auch in den Erinnerungen von Wolfgang Wüstefeld (2000) nachlesen – hat Tradition in Frankfurt (Oder).

Es gehört zu den nicht gering zu schätzenden Errungenschaften unserer Zeit, dass Frankfurt und seine Bürgerinnen und Bürger so bald wohl nicht wieder aufgerufen sein werden, sich gegen ein ungerechtes Regime zur Wehr setzen zu müssen. Aber dass die Ausübung von Herrschaft immer und überall der wachsamsten Aufmerksamkeit und der kritischen Auseinandersetzung bedarf, daran können wir nicht oft genug erinnert werden – das sagt ein Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, der gerade in dieser Zeit allen Grund hat, die Herrschenden in seinem eigenen Land besonders kritisch unter die Lupe zu nehmen.

Auch zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte dieser Stadt die Tradition einer bemerkenswerten Fähigkeit, immer wieder mit schwierigen Situationen fertig zu werden und auch in Zeiten größter Not – 1565, 1648, 1918, 1945 – wieder die Kraft zu einem Neubeginn zu finden. „Ich fasse wieder Mut“, sagt Dr. von Klitzing 1989, und verkörpert damit beste Frankfurter Tradition. Man braucht dazu Zuversicht und Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, aber auch jene legendäre Improvisationsfähigkeit, die als „Chaos-Qualifikation“ in den deutschen Sprachschatz eingegangen ist und die – wenn man den von Anna Schwarz und Gabriele Valerius (in Kniefelkamp und Griesa 2003, 268f.) befragten Zeitzeugen glauben darf – im Frankfurter Halbleiterwerk zu einer wahren Kunstform entwickelt worden war. Ich habe das übrigens selbst noch zu würdigen gelernt, als bei dem großen Oderhochwasser 1997 unsere Computertechniker – die allesamt aus dem Halbleiterwerk stammten – es fertig

brachten, das gesamte Rechenzentrum der Universität innerhalb weniger Stunden aus dem bedrohten Kellergeschoss in den ersten Stock zu verlagern – ohne den Zugriff auf die Rechner zu unterbrechen! Ich hoffe und wünsche mir, dass den Frankfurtern und Frankfurterinnen dieses Talent, auch mit schwierigen Situationen kreativ fertig zu werden, auch in Zukunft nicht abhanden kommt.

V

Aber ich möchte mich doch noch etwas eingehender mit drei anderen Traditionen dieser Stadt beschäftigen, die in der Geschichte Frankfurts besonders reich belegt sind und die mir gleichzeitig für die Zukunft als besonders tragfähig und wegweisend erscheinen:

- Die Tradition einer Stadt des Handels
- Die Tradition einer Stadt des Wissens
- Die Tradition einer europäischen Stadt

Die Tradition einer Stadt des Handels

Die wirtschaftliche Basis Frankfurts hat sich in seiner langen Geschichte mehrfach gewandelt. Von agrarischen Ursprüngen über das kleine Handwerk und verarbeitende Kleinbetriebe bis zur Garnisons- und Beamtenstadt und schließlich, in den Zeiten der DDR, zur Metropole der Mikroelektronik. Seine Blütezeiten aber hat Frankfurt wohl als Handelsstadt erlebt – am Schnittpunkt der großen Handelsstrassen zu Wasser und zu Lande, als Stapel- und Messeplatz unter dem Patronat des hl. Nikolaus, des Schutzheiligen der Händler und des Patrons der ältesten Kirche der Stadt. Zu Recht hält die Stadt neuerdings wieder die Erinnerung an die großen Zeiten der Hanse wach, in denen nicht nur Heringe, sondern auch Wein, Gewürze, Getreide, Flandrisches Tuch, Salz, Eisenwaren und Leinsamen eine bedeutende Rolle spielten. Steigende Schutzzölle, der Verlust von Stapelrechten und eine insgesamt eher handelsfeindliche Politik Preußens gegen Ende des 18. Jahrhunderts haben dieser Tradition sehr zu schaffen gemacht; dabei spielte auch die diskriminierende Judenpolitik Friedrichs II eine wichtige und dem Handel überaus abträgliche Rolle. Andersartigkeit gering zu schätzen ist – wie auch dieses Beispiel wieder zeigt – nicht nur unmoralisch, sondern auch schädlich für die Wirtschaft – man schaue sich als Gegenbeispiel nur einmal an, was die Ansiedlung französischer Hugenotten im späten 17. Jahrhundert der Frankfurter Wirtschaft Gutes getan hat. Alle diese Restriktionen schadeten jedenfalls dem Handelsplatz Frankfurt (Oder) sehr; wie nicht selten in der deutschen Geschichte profitierte auch hier wieder einmal das flexiblere Sachsen – in diesem Fall der Messestandort Leipzig – von der kleinkarierten Pingeligkeit Preußens. Die Entwicklung der Beamten- und Garnisonstadt Frankfurt (Oder) im 19. und frühen 20. Jahrhundert war dann sowohl eine Folge dieses Niedergangs des Handels als auch ein Hindernis bei seiner Wiederbelebung

Vielleicht ist hier, wenn auch mit ein wenig Verspätung, die eine oder andere Lektion zu lernen. Zum einen die, dass erfolgreicher Handel voraussetzt, den Handelspartner sowohl zu verstehen als auch zu respektieren – das sollten wir uns im Blick auch auf unsere Partner jenseits der Oder gelegentlich in Erinnerung rufen. Zum anderen aber auch die Lektion, dass staatliche Gewalt wirtschaftliche Entwicklung hemmen, aber sie genau so auch befördern kann. Für die wirtschaftliche Zukunft Frankfurts wird – gerade in einem erweiterten Europa – der Handel nach Westen und Osten und nach Süden und Norden wieder eine wichtige Rolle spielen können und müssen – ohne damit die Bemühungen, in Frankfurt auch die „Manufakturen“ zu pflegen, wie das damals geheißen hätte, gering zu schätzen. Diese neue Ära des Handels wird sich allerdings nicht mehr der Pferdewagen und der Oderkähne bedienen, sondern einer hochentwickelten Informations- und Kommunikationstechnologie, für die wiederum gerade Frankfurt einschlägig gerüstet sein dürfte. Eine solche neue Blüte des Handels müssen die Frankfurter allerdings auch wollen und zielstrebig verfolgen – der Beistand des heiligen Nikolaus ist nach wie vor verfügbar – und das muss der Landesherrscher – zum Unterschied von seinem Vorgänger im ausgehenden 18. Jahrhundert – auch nach Kräften befördern. Die Schutzzölle gehören ja nun bald ohnehin der Vergangenheit an, und von Stapelrechten (und erst recht von der Diskriminierung jüdischer Händler) redet heute ohnehin niemand mehr. Aber dem Landesherrscher von heute stehen andere Instrumente zur Verfügung, die gerade für die weitere Belebung des Handels von Frankfurt aus mit dem neuen Europa genutzt werden sollten. Ich darf daran erinnern, dass in der „Samstagsurkunde“ zur Begründung der Stadt Frankfurt vom 12. Juli 1253, also in der Übereinkunft zwischen den askanischen Markgrafen und den Frankfurter Kaufleuten, immerhin auch eine der Aufbauarbeit zugute kommende Steuerfreiheit von sieben Jahren verabredet war.

Die Tradition einer Stadt des Wissens

Sogar mehr noch als eine Stadt des Handels ist Frankfurt an der Oder für den größten Teil seiner Geschichte eine Stadt des Wissens und der Wissenschaft gewesen. Das ist natürlich in erster Linie das Verdienst der alten Viadrina, deren gewichtiges Erbe die neue Viadrina vor zehn Jahren angetreten hat, aber es geht auch über die alte und die neue Universität hinaus. Von der Alma Mater Viadrina, die 1506 als erste brandenburgische Landesuniversität begründet wurde, sagt Ulrich Knefelkamp mit Recht, dass sie „bedeutender gewesen (sei) als es bisher dargestellt wurde“, und dass dies „sowohl für ihre Rolle in der Universitätsgeschichte im allgemeinen wie auch für ihre Rolle in Stadt und Land“ gelte (2003, 67).

Noch vor der eigentlichen Eröffnung der Universität ließen sich – in Erwartung guter Geschäfte – die ersten Drucker in Frankfurt nieder. Aus dieser ersten Initiative ist eine über die Jahrhunderte währende Symbiose geworden, die für

weite Strecken Frankfurt zu einem Zentrum der deutschen und europäischen Buchdruckerei gemacht hat. Ich erwähne diese Verbindung zwischen der Wissenschaft und ihrer Veröffentlichung aus zwei Gründen. Zum einen ist es vor diesem Hintergrund durchaus folgerichtig, wenn die neue Viadrina den Problemen der Vermittlung von Wissen – Stichworte Medien und Medialität, Rhetorik, Kommunikation – ihr besonderes Augenmerk widmet. Zum anderen sollte diese Geschichte all denen – und insbesondere den Finanzministern unter uns – zu denken geben, die nach wie vor und immer wieder verkennen, ein wie bedeutender Wirtschaftsfaktor Hochschulen sind. Das galt für das 16. Jahrhundert, und das gilt für die Wissensgesellschaften des 21. Jahrhunderts erst recht.

Übrigens hat sich auch schon damals, wenn ich das noch hinzufügen darf, die wirtschaftliche Bedeutung der Universität keineswegs auf den Buchdruck beschränkt. Die alte Viadrina hatte nicht nur die Gerechtsame der Branntweinbrennerei, sondern auch das Braurecht auf dem Karthaus, und das Karthaus-Bier erfreute sich in der gesamten Mark und selbst auf der königlichen Tafel großer Beliebtheit. Wenn ich mir jetzt die Nachrichten der letzten Tage ansehe, dann könnte ich mir durchaus vorstellen, dass das Brauwesen in Frankfurt immer noch bei der Universität besser aufgehoben wäre als bei „Brau und Brunnen“.

Wissenschaftlich sind von der alten Viadrina vielfältige Impulse ausgegangen, die in der Entwicklung des deutschen Humanismus und der Aufklärung, aber auch in der Medizin, der Jurisprudenz, der Mathematik und den Geistes- und Kulturwissenschaften reiche Früchte getragen haben.

Was mich an dieser intellektuellen Tradition der alten Viadrina immer wieder fasziniert hat, war die Aufgeschlossenheit, mit der ihre besten Geister die Grenzen zwischen den herkömmlichen wissenschaftlichen Disziplinen zu überschreiten und aus dem Zusammenspiel unterschiedlicher Wissenstraditionen – der Theologie, der Jurisprudenz, der Philosophie, der Künste, der Mathematik – neue Einsichten zu gewinnen wussten. Der große Joachim Georg Darjes hielt 1763 seine erste Vorlesung an der Viadrina über das Thema „Über die rechte Weise, den Philosophen die Rechtswissenschaft zu lehren“ (Patitz 1991, 6). Persönlich hätte ich die Umkehrung des Themas – nämlich die Juristen die Philosophie zu lehren – für wichtiger gehalten – aber es kommt mir hier auf das frühe Beispiel interdisziplinärer Wissenschaft an – ein Erbe, das die neue Viadrina – gegen so manchen Widerstand aus inzwischen noch fester gefügten akademischen Strukturen – redlich anzutreten versucht. Jodocus Willich im 16., Johann Christoph Beckmann im 17. und der von Anselm Haverkamp kürzlich in seiner vollen Bedeutung für die wissenschaftliche Ästhetik gewürdigte Alexander Gottlieb Baumgarten (Haverkamp 2002) im 18. Jahrhundert sind weitere Meilensteine dieser intellektuellen Tradition.

Vor zehn Jahren, in der bewegten Zeit der Neugründung der Viadrina war mir das alles längst nicht so klar wie es heute ist: die Viadrina wieder zu begründen war eine der schlüssigsten, konsequentesten und wichtigsten Entscheidungen der neueren deutschen Geistesgeschichte. Diese Entscheidung hat ganz folgerichtig die Tradition einer Stadt des Wissens wieder aufgenommen und in eine moderne, zeitgemäße Form gebracht. Sie hat mit dieser neuen Universität den Gravitationspunkt geschaffen, um den herum sich diese Stadt wieder zentrieren kann und mit dem zusammen sich die übrigen wissenschaftlichen Einrichtungen dieser Stadt – vor allem das immer bedeutender werdende Institut für Halbleiterphysik – als Teil einer stolzen Tradition fühlen dürfen. Diese Tradition vertraut aber auch der Stadt und der Universität eine schwere Aufgabe an: Frankfurt (Oder) wirklich wieder – in einem neuen, europäischen Sinn – zu einer Stadt des Wissens zu machen.

Die Tradition einer europäischen Stadt

Und damit ist schon das Stichwort gefallen. In meinem letzten Punkt geht es mir – bei der Vergangenheit wie bei der Zukunft von Frankfurt (Oder) – um die Tradition einer europäischen Stadt. Denn das europäische an Frankfurt (Oder) hat ja nicht erst mit dem wunderschönen Europagarten oder auch der Europa-Universität begonnen. Frankfurt ist von Anbeginn eine europäische Stadt gewesen und hat sich von diesem Anspruch immer nur zeitweise und nur in seinen dunkelsten Stunden verabschiedet.

Noch vor der Gründung der Stadt haben in dieser Region deutsche und slawische Völkerschaften gelebt und miteinander Handel getrieben, und schon in der Vita der hl. Hedwig ist vom Land Lebus als dem „Schlüssel zum Land Polen“ die Rede – ein Zeichen für die Offenheit, mit der die neue Stadt in den Jahrhunderten nach ihrer Gründung mit ihren Nachbarn, vor allem im Osten, umzugehen wusste. Die Messen der Oderstadt waren für ihre Zeit europäische Großveranstaltungen, und die Universität tat das ihre, um Studierende und Wissenschaftler aus Litauen, Polen, Schlesien und darüber hinaus anzuziehen.

Immer wieder ist in den Quellen der Stadtgeschichte davon die Rede, wie sehr diese vielfältigen und weitreichenden Kontakte, die Handel und Wissenschaft hervorbrachten, von einem Klima allgemeiner Toleranz und gegenseitiger Verständigung geprägt waren – ob es nun um Unterschiede des religiösen Bekenntnisses, der philosophischen Überzeugung oder der regionalen Herkunft ging. Das wird im einzelnen Fall nicht immer so vorbildlich gewesen sein, aber insgesamt scheint dieses Klima der Offenheit und der Akzeptanz von Verschiedenheit ein wichtiger Faktor für den Erfolg der Traditionen des Handels und des Wissens an der Oder gewesen zu sein.

Arg verdunkelt hat sich dieses Klima vor allem in den Jahren nach dem I. Weltkrieg, in denen sich auch in Frankfurt ein militanter Deutschnationalismus

durchsetzte, der sich vor allem durch seine militant antipolnische Haltung auszeichnete. Das hieß damals offiziell „ostgerichtete Europapolitik“.

Das ist Vergangenheit, aber es ist auch die Vergangenheit dieser Stadt, und die Spannungen zur Volksrepublik Polen in den achtziger Jahren haben es nicht gerade erleichtert, diese Vergangenheit so ohne weiteres zu bewältigen. Gerade deshalb aber war es so wichtig, dass der Neubeginn von 1990 auch der Beginn eines neuen Verhältnisses zu Polen wurde, dass es in der neuen Bundesrepublik von Anfang an eine andere „ostgerichtete Europapolitik“ gibt, die nun ihre ersten Früchte zu tragen beginnt, und dass die neue Viadrina in eben diesem, nach Osten hin offenen Sinne eine Europa-Universität wurde.

Und so liegt denn auch meine beste Hoffnung für die Zukunft von Frankfurt (Oder) in der großen europäischen Tradition unserer Stadt begründet. In fünfzig Jahren, bei der 800-Jahrfeier von Frankfurt müsste dieser Stadt der Ruf voraufgehen, zu einem weit über die Grenzen Brandenburgs bekannten Treffpunkt der europäischen Jugend, der europäischen Wissenschaft, der europäischen Technologie, der europäischen Musik, des europäischen Sports geworden zu sein. Davon sind wir jetzt noch ein Stück entfernt, aber wenn wir die besten Traditionen dieser Stadt wirklich ernst nehmen wollen, dann liegt hier der richtige Weg. Ich werde die 800-Jahr-Feier nicht miterleben, aber verlassen Sie sich drauf: ich werde sie mir, wo immer ich auch sein mag, sehr genau ansehen.

VI

Städte sind in unserer Zeit äußerst gefährdete Biotope, und ihre Gefährdung bedroht das Gemeinwohl. „Der Staat verfällt von unten her“ – zu dieser ebenso zutreffenden wie alarmierenden Feststellung kommt ein Leitartikel der letzten Tage (Rudolph 2003). Unmittelbarer Anlass für diese Feststellung ist das Scheitern der Kommission zur Gemeindefinanzreform – vor dem Hintergrund einer kommunalen Mehrverschuldung von 30 Prozent in nur einem Jahr (Tagesspiegel, 13. Juli 2003)!. Aber dahinter liegt eine noch sehr viel weitergehende Bedrohung des öffentlichen Raumes „Stadt“ im Gefüge unserer modernen Gesellschaften. Denn die „Orte, die dem Leben Sinn geben“, sind nicht die zunehmend anonymen Metropolen und Regierungssitze, sondern die Städte und Gemeinden, die die Menschen als ihren Lebensraum erfahren und empfinden, und in denen sich zu allererst und am unmittelbarsten die Qualität einer demokratischen Ordnung erweist und die Zukunft der Zivilgesellschaft entscheidet. Gerade dort aber wird kommunale Leistungsfähigkeit ausgehöhlt, gerade dort ist der Bestand des Gemeinwesens gefährdet.

Dieser Bedrohung wird die Politik der Länder, des Bundes und der Europäischen Union dringend und wirksam begegnen müssen, dessen wird sich aber auch das Selbstbewusstsein der Bürgerinnen und Bürger zu erwehren haben. Der Frankfurter Oberbürgermeister Richter hatte Recht, als er 1909, aus Anlass der

100-jährigen Wiederkehr der ersten Stadtverordnetenversammlung, für die „Gewährung einer größeren Bewegungsfreiheit der Städte“ (Knefelkamp und Griesa 2003, 147) plädierte. Diese Forderung ist heute dringlicher denn je.

Als 1644, gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges, der neue Landesherrscher Friedrich Wilhelm, der als der „Große Kurfürst“ bekannt werden sollte, zum ersten Mal Frankfurt an der Oder besuchte, verzeichnet die Chronik des Besuchs zum Abschluss: „Gott gebe Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht langes Leben und glückliche Regierung und dieser Stadt der großen Beschwer halber Linderung und Aufnehmung“ (Knefelkamp und Griesa 2003, 96-97). Ein Stück „Linderung und Aufnehmung“ würde Frankfurt auch in diesen Tagen nicht schaden – aber unterschätzen wir die Frankfurterinnen und Frankfurter nicht. Sie sind mit dem Dreißigjährigen Krieg fertig geworden, und sie werden uns allen noch zeigen, was sie in sich haben.

Und in diesem Sinne entbiete ich dem ehrwürdigen, dem schwierigen, dem liebenswerten Frankfurt an der Oder meine allerbesten Wünsche zum Geburtstag – Happy Birthday!

Literatur

Ralf Dahrendorf, Über Grenzen – Lebenserinnerungen. München: Beck, 2002
(*Ich bin H.D. Kittsteiner dankbar für den Hinweis auf diese Quelle.*)

Dieter Hassenpflug, Citytainment oder die Zukunft des öffentlichen Raums, in
Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), Jahrbuch 1999/2000, 239-
252

Anselm Haverkamp, „Wie die Morgenröte zwischen Nacht und Tag“ – Alexander
Gottlieb Baumgarten und die Begründung der Kulturwissenschaften in Frankfurt
an der Oder. Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und
Geistesgeschichte 76 (2002), 3-26

Monika Kilian und Ulrich Knefelkamp (Hrsg.), Frankfurt Oder Słubice – Sieben
Spaziergänge durch die Stadtgeschichte. Berlin: scrîpvaz-Verlag 2003

Ulrich Knefelkamp und Siegfried Griesa (Hrsg.), Frankfurt an der Oder 1253-
2003. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Forschung 2003 (*Den Beiträgen
dieses Bandes sind die nicht durch andere Verweise belegten historischen
Informationen entnommen.*)

Reinhard Kusch, Kollaps ohne Agonie – Das Ende des SED-Regimes im Bezirk
Frankfurt (Oder). Jacobsdorf: Verlag Die Furt, 1999

Museum Junge Kunst Frankfurt (Oder), Katalog. Frankfurt (Oder) 2001

Lutz Patitz, Joachim Georg Darjes (1714-1791) – Universitätslehrer in Frankfurt
an der Oder (Frankfurter Buntbücher 2). Frankfurt (Oder): Kleist-Gedenk- und
Forschungsstätte, 1991

Hans-Jürgen Rehfeld, Gottfried Benn und Klabund am Frankfurter Friedrichs-
Gymnasium (Frankfurter Buntbücher 3). Frankfurt (Oder): Kleist-Gedenk- und
Forschungsstätte, 1991

Hermann Rudolph, Der Staat verfällt von unten her, in Tagesspiegel, 7. Juli 2003

Ralf Rüdiger Targiel, Frankfurt (Oder) – so wie es war. Düsseldorf: Droste, 1994

Wolfgang Wüstefeld, Manchmal schlimm, immer schön. Lebensbericht eines
Brückenbauers. Jacobsdorf: Verlag Die Furt, 2000